

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 24 (1921-1922)

Artikel: Schweizerische Essaybücher
Autor: Rychner, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-749034>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Man muss sich verbünden
Mit Leidenschaft.
Man hat keine Sünden,
Man hat nur Kraft. —

Die Schlacht ist geschlagen.
Silbern und klar
Die Buchen ragen,
Die heilige Schar.

Sturmgrüne Ferne
Lagert erlöst.
Gott ist mit dem Sterne
Hinabgeflößt.

Und wenn er bliebe
Im Totenreich —
Dem Kind der Liebe
Gilt vieles gleich.

JAKOB SCHAFFNER



SCHWEIZERISCHE ESSAYBÜCHER

Bei einem Essayband von Robert Faesi wird einem reichlich zuteil, was man mit ruhiger Sicherheit erwarten durfte: geschmackvoll vermitteltes Wissen. Zehn Aufsätze beschäftigen sich liebevoll (Faesi ist kein Raunzer, zuweilen aber ein seines Urteils sicherer milder Mahner) mit *Gestalten und Wandlungen schweizerischer Dichtung*.¹⁾

Seit Gottfried Kellers Gotthelfkritik und J. V. Widmanns Feuilletonistentätigkeit ist es unter den Schweizerdichtern Übung geworden, die Kunstform des Aufsatzes nicht nur als existent zu betrachten, sondern sich ihrer gelegentlich zu bedienen. In Spittelers *Lachenden Wahrheiten* steckt so gut der Dichter wie im *Olympischen Frühling* ein schmerzvoll anklagender, höhnisch und heiser spottender Kritiker. Adolf Frey, J. Schaffner, Steffen, Pulver,

¹⁾ Robert Faesi: *Gestalten und Wandlungen schweizerischer Dichtung*. Amalthea-Verlag, Zürich-Leipzig-Wien, 1922.

C. A. Bernoulli — sie alle hatten und haben Zeiten, in denen sie vom symbolischen Rhythmus, Bild oder Schicksalslauf des Dichterverkes sich abwenden, um statt der in Realitäten projizierten Schattenbilder von Ideen die reine Idee im Wort zu fassen. Der Dichter vergeistigt sich; er arbeitet auf seine Ziele hin auch mit den Mitteln des Schriftstellers. Wie früher der Dichter oft in einem Winkel der Seele Malertalent hatte, so dass er „auf der Doppelflöte blasen“ konnte, und als Malerdichter zwei musische Existenzen führte, so hat er heute einen Einschlag ins philosophisch-Grübelnde; er will nicht nur eigene Gebilde schaffen, er will ebenso die Gebilde Anderer zerlegen und die Gesetze ihres Entstehens begrifflich fassen können. War früher das Dichtertum des Malerdichters vielleicht ein sublimiertes Malertum, so ist heute das Philosophieren ein sublimiertes Dichten. Die Malerdichter sind zu Dichterdenkern geworden. Sie tilgen immer mehr die sinnlichen Substanzen aus ihrem Weltbild. Suchten sie früher die Idee am farbigen Abbild der Natur, so verlangen sie heute nach ihrem Urbild im Geiste.

In der Literaturgeschichte will man heute weniger ein Bild der Persönlichkeit, wie es Adolf Frey mit noch stark epischen Mitteln in seiner Meyerbiographie gab, als die Idee der Persönlichkeit. So ist es Sinn und Gedanke der schweizerischen Literaturentwicklung, die Faesi aus der Gestaltenfülle unserer Dichtung herauspräpariert. Probleme und Figuren treten vor uns, die teilweise schon in Eduard Korrodís *Schweizerischen Literaturbriefen* angefasst und gedeutet wurden, die auch Albert Steffen zu leidenschaftlichen Antworten zwangen. Man zieht gegenwärtig gern Bilanzen; man ist vor der Zukunft etwas bang und wird der Vergangenheit nicht mehr so recht froh. Das Hauptgewicht liegt bei Faesi auf der Gegenwart. Als erster unternimmt er es in dem Aufsatz „Tradition und Gegenwart der deutsch-schweizerischen Literatur“, den ganzen Komplex der lebenden Dichtung nach Prinzipien zu gliedern, ihm vorführend das Antlitz abzutasten und nachzuformen, von dem spätere Historiker dann die endgültige Totenmaske bilden werden. Der Stromlauf unserer Literatur wird zwei Jahrhunderte zurückverfolgt, bis zu Bodmer und Breitinger, und sein enormes Anschwellen seit einem Menschenalter spürbar gemacht. Die Charakterisierungskunst gilt hier der Einzelpersönlichkeit; die Werke werden nur namhaft herbeigezogen, um die Formel für den Ge-

danken, den die Persönlichkeit verlebendigt, zu bestätigen. Dass dabei von den Lebenden einige zu Gruppen zusammengefasst wurden, und in einem Satz bisweilen ein paar Autoren nebeneinander gepfercht stehen, die es im Leben vielleicht nicht täten, ist einem schönen Drang nach Gerechtigkeit gutzuschreiben. Es liegt nicht am Historiker, sondern daran, dass es gar so viele Dichter gibt.

Dieselbe Gerechtigkeit, die nur gewogene Worte aufs Papier legt, waltet auch in den Abschnitten „Adolf Freys Lebenswerk“, „Jakob Schaffner“, „Albert Steffen“, „Max Pulver“ und in der vergleichenden Studie „C. F. Meyer und Thomas Mann“. Wie sorgfältig wird das bisherige Gesamtwerk Schaffners und sein Gehalt entwickelt, der Erstling als Symptom einer neuen Generation bezeichnet — die dennoch mit genügend vielen Blutkanälen den großen Epikern verbunden blieb. „Es ging nicht anders, als G. Keller häufig heraufzubeschwören“, sagt Faesi. „Gewiss, die überragende Größe des Meisters tut Schaffner Eintrag, aber es verdient unterstrichen zu werden, dass dieser durchaus nicht sein Nachahmer und weit weniger sein Schüler als sein Verwandter ist. Einer aus seinem Geschlecht, und wohlgemerkt einer, der in unseren Tag passt, unermüdlich ausschreitend und mit jedem neuen Werk beweisend, dass er ‚auf der Menschheit große Linke, auf des Frühlings große Seite‘ gehört.“ Und Faesi fügt ein weiteres Lorbeerblatt in Schaffners Kranz ein, wenn er ihn „unter die kräftigsten Sprachschöpfer des heutigen Deutschland“ zählt.

Des heutigen Deutschland, so steht es da. Denn Faesi tummelt seine Aufmerksamkeit nicht bloß innerhalb der helvetischen Grenzen, er betrachtet zwar die Schweizerliteratur, doch handhabt er gewandt Maßstäbe, die der größeren Spracheinheit und ihrer Literatur abgewonnen wurden. Die Darstellung seines Gegenstandes will er „nach *allen* Seiten verankern“. Für eine systematische Betrachtung fordert er vier Gesichtspunkte: „den deutsch-schweizerischen, den gesamtschweizerischen, den des deutschen Sprachgebietes und den europäischen“. Wahrlich, das bedeutet etwas, ein Unternehmen, das des Schweißes der Edlen wert ist. Doch bläst ja die deutsch-schweizerische Literatur selber auf der Doppelflöte: „Wir spielen eine selbständige Rolle und eine Vermittlerrolle“. Was Wunder, dass Faesi vor allem Interesse und Neigung zu den Selbständigen

hat, die zwischen der Schweiz und größeren Zusammenhängen Vermittler sind, zu jenen, die von einer Kritik, welche stets nach dem Erdgeruch schnüffelt, gehässig mit Heimatschollen beworfen werden: Schaffner, Steffen, Pulver. Und sich selber stellt der Autor aktiv in einen vermittelnden Verwandtschaftszusammenhang, wenn er in dem Aufsatz „Gottfried Keller und Goethe“ einen seelisch niedergebrochenen deutschen Freund bei diesen beiden Dichtern Genesung suchen heißt, von denen jeder „eine Natur“ war, und von denen der eine das für die Menschen herrlich heilsame Wort auf die Natur münzte: „Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe.“ Auch Faesi ist unter jenen, die er selber als „Brückenschweizer, nicht Inselschweizer“ bezeichnet. —

Dass neben den vier geforderten Gesichtspunkten der künstlerische bei Faesi Dominante ist, gehört zu den Selbstverständlichkeiten, wenn man das Gesamtwerk des Verfassers kennt. Wie genau er das ästhetische Territorium einer Individualität überblickt, geht vielleicht schon aus einem Aperçu hervor, C. F. Meyer „enthalte gleichsam Thomas Mann und Heinrich Mann noch ungeschieden in sich“. Bei solcher seelischer Mathematik wird nur ein Pedant forschen, ob alles haarklein stimmen könnte, die Hauptsache bleibt, dass statt abstrahiert und die Luft gemelkt verlebendigt wird. Ob das gelungen ist — — davon sollen sich möglichst viele Leser im Kämmerlein unter zwei Augen überzeugen.

* * *

Im *Goetheanum*, der in Dornach wöchentlich erscheinenden Zeitschrift für „Anthroposophie und Dreigliederung“ erscheint jede Woche ein Aufsatz von Albert Steffen. Eine Sammlung ergab den Band *Die Krisis im Leben des Künstlers*.¹⁾ Gewidmet ist er „dem umfassendsten Geist unserer Zeit“. Man weiß ja, wer das ist. Es ist Rudolf Steiner, welcher „der Dichtung unbegrenzte Möglichkeiten eröffnet“.

Albert Steffen! Der teure Name! Der Dichter von *Ott, Alois und Werelsche*, lebt in Bezirken, wohin ihm Viele, die guten Willens sind und bei ihm bleiben möchten, nicht mehr nachzufolgen ver-

¹⁾ Albert Steffen: *Die Krisis im Leben des Künstlers*. Verlag Seldwyla, Bern, 1922.

mögen; er kann von seinem Fortschritt der Vergeistigung sprechen, aber es ist zugleich ein Fortschreiten von uns. Er, in dem wir einen Meister begrüßten, hat sich mit bewundernswerter Demut und Hingabe endgültig zum Jüngertum gebeugt.

Es mag wohl auch für Steffen schmerzlich sein, die Liebe von Vielen, die ihrer fähig sind wie jene, die sie andauernd als Forderung mehr denn als Besitz bei sich führen, enttäuschen zu müssen, um sich und seinem Stern treu zu bleiben. Vor Jahren beschwor Eduard Korrodi mit allen Formeln der Beredsamkeit den Dichter, die Sekte zugunsten der Menschheit zu opfern, aus *unserer* Sprache die prophetischen Worte zu wählen; Jakob Schaffner schrieb, hier reife ein Dichter zum Munde Gottes, indessen er sich als Gestalt auflöse; heute weist erneut Robert Faesi auf die Gefahr der „Verarmung an vitalen Werten“. Und keiner bleibt unbewegt, der von Steffen, dem in jeder Entrückung von uns noch ewig liebenswerten Menschen spricht, man ereifert sich, um ihn für sich zu gewinnen, und fühlt, im Tiefsten irgendwie verwundet, dass es nicht mehr möglich ist und dass ihn die Erde nicht mehr haben wird.

Die Krisis im Leben des Künstlers — welcher Künstler dürfte mit solcher Berufenheit wie Steffen von einer Krisis in seinem Leben sprechen, ohne dass man sich versucht fühlte, es als Selbstüberschätzung, als unangenehme Wichtigtuerei zu empfinden? Er beschäftigt sich nicht ichbefangen bloß mit seiner eigensten „Krisis“; er nimmt die Zwiegespaltenheit und ungelöste Problematik von Gotthelf, G. Keller, C. F. Meyer, Spitteler und von Dostojewski, um die sein Denken kreist, zum Anlaß, um diesen Zwielightgestalten die Lichtgestalten Dantes und Goethes gegenüberzustellen, denen beschieden war, aus der Verworrenheit zur Klarheit einer Geisteswelt zu gelangen, welche Steffen mit dem Universum und seinem Schöpfer in harmonischem Einklang fühlt. Aber nicht allein im Einzelindividuum erkennt Steffen Krisen, er überträgt sie ebenso auf den „Volksgeist“. Von den bei Psychologen und Sprachforschern beliebten, etwas mystischen und unbegrenzbaren Begriffen Volksgeist, Volksinstinkt, Volksseele weiß Steffen wirksam Gebrauch und die schlagende Anwendung auf seine Grundidee zu machen. „Die Pathologie des Volkstumes wird zu einem immer schwierigeren Problem.“ Er spürt mit stetig wacher Sensibilität und Schmerzempfänglichkeit die Brüche in dem stets als gütig-dumpfe Einheit

geglaubten Volksgeist, er weiß um das Göttliche in ihm, das aber „arg in Dekadenz geraten kann, so dass es eher ein Teuflisches ist“. Was Gotthelf einst sagte, Steffen glaubt es heute wieder, nämlich „dass Predigen nichts mehr nützt“. „Er (Gotthelf) sucht das Helle und findet das Finstere, da beginnt er zu drohen und zu jammern wie Jeremias, aber er sagt Gotthelf dazu.“

Bei Gotthelf, sagt Steffen, wirkte das Volkstum als religiöser Instinkt, bei Keller als sinnliche Fülle, bei Meyer „vergeistigt und verklärt“. Bei Meyer wird die Beziehung zur Volksseele nicht gepresst, es hielte auch schwer, diesen Begriff schematisch und durchgängig mit dieser charakteristisch genugsam gesonderten Individualität in ein Joch zu zwingen. Aber bei Gotthelf: „In Gotthelf wird die Volksseele Epos“. Und bei Keller: „Er ist ein Werkzeug der schöpferischen Volksseele selbst“. Doch Keller ist durchsetzt von den „europäischen Zeitideen“, er fühlt sich wohl in einer übernationalen Luft. Seltsam und frappierend, wie Steffen seine Krise zu deuten unternimmt: „In Keller lebte ein Prophet, aber er war nicht imstande durchzudringen, weil ihm Feuerbach mit seiner anthropologischen Weltanschauung die Aussicht auf den Geist versperrt hatte“. Der junge Keller mit seinen radikalen Liedern wäre dem geistbewegten Prophetentum also näher gewesen. Doch wozu die übermäßige Wertbetonung des Propheten? Tun uns Gesetz und Propheten not? Es ist kein Mangel daran. Was erobert heute ein Prophet? Eine Sekte. Und selbst der universellste vermag nicht universal zu wirken. Wenn Steffen unter die Propheten geht, so trauern mehr dem Geist Verpflichtete um ihn, als ihn auf der andern Seite freudig im Ringverein empfangen, denn von ihm hoffte man noch Vieles zu hören, was uns und unsere Volksseele angeht. Wer, der nicht unter den Eingeweihten ist, kann aus den immer wiederkehrenden erstarrten Symbolen von Adler, Stier und Leu herausfühlen, was die brennend bewegte Seele Steffens hineingoss? Und lebt nur da „der Geist“? Soll ein Künstler wie Keller nach den Strukturgesetzen *dieses* Geistes gemessen werden? Man könnte Goethes Ausspruch dawiderhalten: „Wer was Lebigs will fassen und beschreiben, muss erst den Geist heraus treiben“. Und da erkennt man, dass bei Keller dreißig Jahre nach seinem Tode noch strömend flutet, was bei Steffen sich immer mehr in reinen Geist verflüchtigt: das Lebige. Wie lange hätte sein Werk gehalten, wenn

es mit der „Aussicht auf den Geist“ geschrieben wäre? Das wird vielleicht Steffen und sein Werk zeigen. —

Manche Frage dieses außerordentlichen Buches wird sich uns in die Stirnfalten einnisten. Nicht weil sie vom Munde eines Anhängers von Steiners „Geheimwissenschaft“ stammt, sondern weil das Herz dessen voll ist, dem der Mund davon übergeht. Und an diesem großen Herz hängt unser Glaube, wenn unser Geist es an dem seinen nicht mehr unbedingt kann.

* *

Ein Mann, der noch von sich reden machen, der manchen sogar nachher über sich denken machen wird, ist Alfred Fankhauser. Von ihm ist ein dünnes Büchlein erschienen *Von den Werten des Lebens*.¹⁾ Von den Werten? In unserer morosen Zeit? Ja. Denn dieser eigenkräftige Epiker weiß, wo die Schranken unserer verstandesbegründeten Zivilisation stehen, weil sein Gefühl sie überflog. Werten kann nur das Gefühl, der Verstand muss sich mit konstatieren begnügen, mit „fest-stellen“, worauf etwas unverrückbar wie mit einer Panne feststeht und des Besten verlustig ist: des Dynamischen, des Geist- und Herzbewegenden. „Simon der Magier“, das voranstehende Kapitel mit den Voraussetzungen für das Ganze, entsprang der Hoffnung, dass ein Richter kommen möge, der ein Schlichter zwischen Vernunft und Gefühl wird. Kein Vermischer oder Grenzverwischer! „Aus zwei mach eins!“ gilt nur in einer Hexenküche, doch nicht im sauberen Laboratorium des modernen Psychologen. An seinen neuen Symbolen wird man ihn erkennen, an der Art, wie er „Unsterbliches in der Form des Sterblichen gestaltet“. Und er wird wieder haben, was uns verloren ging bis auf die Sehnsucht danach: das Wunder. Was bedeutet es? „Wunder ist Lebens- und Todüberwindung.“ Überwindung durch Unterordnung, durch Hingabe an die übermenschlichen Gesetzmäßigkeiten, welchen das Einzel-Ich untertan ist. Es ist Religion, die sich keinen Dogmen verpflichtet, da der Begeistete in diesen eine zu billige Bezugsware erkennt, von der sich der Bequeme ersetzen lässt, was jener selber erleiden will: das Erlebnis

¹⁾ Alfred Fankhauser: *Von den Werten des Lebens*. Mimosa-Verlag, Bern, 1922.

einer Weisheit, die allumfassend über den Menschen schwebt, deren Treiben vor ihr nur Stückwerk schaffen kann. —

In vier Gestalten erschaut Fankhauser Urschöpfer von Symbolen; jeder widmet er einen Abschnitt: Dostojewski, Knut Hamsun, R. M. Rilke, Hermann Hesse. „Gibt es eine Kunst“, heißt es da von Hamsun, „die sich in Gestalt des Alltags und der Sprache und der Geberden des Marktes, der Ladentische und der Trinkstuben, der Festhallen und der ganzen Komödie des Dorfklatsches, der Weiber am Brunnen gibt, *und die zugleich all dies widerruft?*“ Hierin wird dieser Kunst des Realismus ein höheres ironisches Prinzip untergeschoben; die Seele Hamsuns ist zu weit, um in der wirklichen Welt einen Spiegel zu finden, der ihr Bild völlig aufzunehmen vermöchte, und dennoch weiß er das übersinnliche Leben durch Wirklichkeiten hindurch fühlbar zu machen mit seinem Dämon der Lebendigkeit, welcher selbst des Todes liebenswürdig und tot-ernst zu spotten versteht.

Fankhauser hat die Wegbereiter der modernen Seele eigenmächtig gewählt, doch mit eindringlichem und ergriffenem Dozieren bringt er sie und sich uns aufs neue und in neuer Art nahe. Er selber, der jüngste, hat sich an bewährte und in sich geschlossene Führer gehalten, an deren Bild das Leben nicht mehr manchen Pinselstrich hinsetzen wird. Geschwiegen hat er von den Jungen, auf die unsere wachsten Hoffnungen rege sind. Aber vielleicht nur, weil er sich selber unter ihnen weiß!

ZÜRICH

MAX RYCHNER



PLUS DE GUERRE!¹⁾

Mesdames, Messieurs,

Il y a huit ans, à cette date précise, l'Autriche et la Serbie étaient déjà en état de guerre, et par là se déchaînait le conflit européen, bientôt mondial, dont l'horreur a duré plus de quatre ans.

¹⁾ Le 30 juillet, en des centaines de villes d'Europe et d'Amérique, ont eu lieu des manifestations contre la guerre, auxquelles ont pris part des hommes de tous les partis et de toutes les Eglises. En Suisse, la ville de Genève est la seule qui se soit associée à ce mouvement mondial... Un millier de citoyens et citoyennes se sont réunis dans la Salle de la Réformation et y ont entendu des allocutions de Sir Frederick Pollock, Miss Balch,